

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **4 (1926-1927)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

IV. JAHRGANG, Heft 3

Juni 1926

Preis der Einzelnummer Fr. —.80, Jahresabonnement Fr. 7.50

Redaktion: { Hermann Hagenbuch, jur., Schmelzbergstrasse 27, Zürich.
 { Alexis Baumann, jur., Kilchberg.

Verlag: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich 1

OFFENER BRIEF AN DIE REDAKTION.

Sehr geehrter Herr!

Welche philosophische Richtung Sie vertreten, was Ihre Tendenzen sind, welche Kultur sie beschwören wollen, das alles scheint mir für ein Unternehmen wie der „Zürcher Student“ vollständig gleichgültig, und es kommt mir einzig und allein darauf an, wie das getan wird. Wes Geistes Kind, spielt keine Rolle, es genügt mir, dass Kindschaft lebendigen Geistes spürbar wird. Ihr Blatt, das ich mit grossem Interesse gelesen habe, kann in eine Bresche springen, kann eine Lücke ausfüllen, eine klaffende Lücke, ich meine, der ungeheuren Not, der letzten geistigen Armut unseres akademischen Lebens entgegenwirken, die vielleicht deshalb umso grösser ist, weil sie nicht einmal als solche empfunden wird.

Von der Schule möchte ich gar nicht reden. Denken Sie daran, wie dort heute Geschichte vermittelt wird, oder an die Banalität, mit der die Einführung in die Philosophie geschieht. Alle Abgründe sind zugedeckt, alle Gegensätze ausgeglichen, alle Geister vertrieben, sodass nur der reine Intellekt der Lehrenden auf den Intellekt der Lernenden einwirkt.

Sie wissen, dass ich Naturwissenschaft studiert habe. Hören Sie folgende grosse wissenschaftliche Erkenntnis aus meinem Gebiet: Wir wissen, dass eine Reaktion, und sie ist das Geheimnis alles Lebens, nie und nimmer durch Kräfte ausgelöst wird, die dem reagierenden Teile innewohnen, und an die eine frühere Generation unter der Vorstellung von Valenzkräften geglaubt hat.

Wir wissen, dass keine dieser verborgenen Eigenschaften eines Atoms zur Auslösung kommen kann, wenn nicht die eine Grundbedingung erfüllt wird. wie soll ich es nennen. **Erschütterung!!!** Die termische Agitation, die Erschütterung der einzelnen Teile ist die Kraft, welche jede Reaktion auslöst, und ohne sie ist keine Reaktion möglich. Sie erinnern sich, wir haben über Erziehung gesprochen; Erschütterung ist das Geheimnis aller Erziehung und die Kraft, welche die Wandlungen auslöst, die in uns schlummern. Solche Erschütterungen sind nicht immer **a n g e n e h m**, aber sie sind **n o t w e n d i g**. Unser modernes Bildungswesen fürchtet solche Erschütterungen, oder es gebietet ihm an den Kräften, solche hervorzurufen. **D a s** ist das tiefste Wesen seiner Ungeistigkeit.

Ich habe Ihnen erzählt, dass das Ideal einer Jugendbewegung für mich eine solche ist, welche völlig tendenzlos ist, die nur durch die ungeheuren Energien des Zusammenlebens, der Berührung und des Untertauchens in alle Gewalten und Widersprüche des Lebens erzieht, erschüttert und verwandelt. Darüber wäre viel zu sagen, doch wir wollen von der Universität reden. Die Universität krankt am selben Übel, nur das Niveau ist ein höheres; aber das täuscht, es ist eben nicht eine andere Ebene, in der sich das alles abspielt. Sie kennen doch Hans **B l ü h e r s** Schrift: „Die Wiedergeburt der platonischen Akademie“! Dazu braucht man nichts mehr zu sagen!

Und nun lerne ich Sie und Ihre Zeitschrift kennen, und von unserer Besprechung prägt sich mir ein Wort ein, das Sie gesagt haben: „Wir wollen, dass in diesen Blättern die Geister mehr **h a r t a u f h a r t** aneinanderprallen.“ Ich weiss, dass Sie sich dies nicht als törichtem Rechthaber-Streit denken, sondern wiederum als Erschütterung geistigen Lebens, und bei allem Geschriebenen, was heute aus dem Kreise der Jugend an der Universität kommt, bei uns und jenseits der Rheingrenze, stehen wenig Dinge, die vom Geiste getrieben sind. Alle diese Zeitschriften sind uns verkehrt durch den Missbrauch der Worte und die Vernichtung aller Gestaltungskraft, durch jene zerstörende Virtuosität der Rede, die im Grunde nichts sagt, uns nicht berührt und aufgehört hat, eine Tat zu sein. Alle diese Philosophien, die dort ausgesprochen werden, wirken völlig erschütterungslos.

Ich habe viele Konferenzen und Tagungen besucht, immer aus dem gleichen Triebe, Stunden, Menschen und Worte der Erschütterung zu treffen. Ich denke mit Abneigung und Verachtung an die Eindrücke, die ich an der letzten Aarauerkonferenz gewonnen habe. Dort ist wahrhaft die Furcht vor Erschütterungen, das erbärmliche Beschützen eines dürftigen Kinderglaubens und das Verteidigen einer Mentalität von Schülern mit Jünglingsvereinsgesinnung aus den Reihen junger Akademiker gedrungen, die in einem nur das Gefühl des tiefsten Bedauerns aufkommen lässt. Ich meine nicht die Vorträge und das Gebotene, aus dem durchaus klare und errungene Weltanschauungen sprachen, sondern ich meine nur die Mentalität jener Teilnehmer, ich glaube, es waren meistens Theologen, dürftige Theologenseelen, denen allerdings Erschütterungen vielleicht schlecht bekommen könnten, und welche aus solchen Tagungen Erbauungsstätten zur Behütung ihrer seelischen Komplexe machen wollen und der Tagung ihren Stempel aufdrücken. Wahrlich ein unwürdiges und wertloses Unternehmen der Guten und Gerechten! Mögen sie weiter über ihren Glauben wachen, aber zum mindesten allen, die sie einladen, vorher klar mitteilen, worum es sich handle und was dort geschehen solle, und nicht ihre akademischen Mitbürger durch Programme, in denen von Suchen nach Wahrheit die Rede ist, zu Kämpfen einladen, zu denen sie nicht bereit sind.

Also endlich eine Zeitung, die keine Tendenz hat, sondern wo die Geister hart auf hart aufeinander prallen. Ich freue mich schon jetzt auf alles, was kommen wird, und danke Ihnen für die Zusendung. Hoffentlich wird namentlich eine junge Generation darin reden, denn wir müssen wissen, dass Gedanken und Gesinnungen über Pflicht, Vaterland, Menschlichkeit, Religion und ähnliche grosse Dinge durchaus nicht mehr als uns berührende Kräfte aus einer alten Generation an unsern innern Menschen dringen können, und es ist zum mindesten ein peinliches Gefühl, wenn uns Menschen ihr Bestes geben, von dem wir doch fühlen, dass es uns nicht mehr zur Erschütterung werden kann.

Also hart auf hart, ich danke Ihnen für das Wort. Die Lebendigen sind die wahren Ketzer, was sie auch tun mögen. Dass endlich die Verfolgung einsetzte!! Dass endlich die Universität und das akademische Leben wieder eine letzte Angelegenheit würde..

Kennen Sie Paul de Lagarde? Mir fällt ein Wort ein, welches das alles sagt:

„Gäb es wenigstens Verschworene unter uns, einen heimlich offenen Bund, der für das grosse Morgen sänne und schaffte und an den alle sich anschliessen könnten, deren ausgesprochenem Sehnen er das Wort böte! Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden. Wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, du um du. Wenn die Winde nur wehen wollten!“

Gleichgültig, woher sie wehen und wohin sie führen, gleichgültig, ob im Sturm oder im stillen, sanften Sausen

Nun noch eine Bitte: Lassen Sie die Zeitschrift auch nach Basel dringen, ich werde hier Leute für sie sammeln.

Nehmen Sie die herzlichsten Grüsse von Ihrem ergebenen

. Alfred Schmid.

DIE EINSTIMMIGKEITSKLAUSEL IM VÖLKERBUND.

Je peinlicher die öffentliche Meinung Europas die auf unge-
nierter Benützung der Einstimmigkeitsklausel beruhenden Erpres-
sungsversuche Brasiliens und Spaniens empfindet, je deutlicher
die Möglichkeit wird, dass an diesen Künsten die Aufnahme
Deutschlands in den Völkerbund auch im September noch einmal
scheitern könnte, desto mehr beginnt man sich vielerorts über die
Einstimmigkeitsklausel aufzuregen. Sie ist ein in Arti-
kel 5 des Pakts, wie folgt, formuliertes Grundgesetz:

„Unter Vorbehalt ausdrücklich gegenteiliger Bestimmungen
des vorliegenden Völkerbundsvertrages oder des Friedensvertra-
ges werden die Beschlüsse der V e r s a m m l u n g und des R a t e s
von den in der Sitzung vertretenen Mitgliedern des Völkerbundes
einstimmig gefasst.

Alle Fragen des Verfahrens, die bei den Beratungen der
Versammlung oder des Rates auftreten, einschliesslich die Be-
zeichnung von Kommissionen für die Untersuchung besonderer
Angelegenheiten, werden von der Versammlung oder dem Rate
geregelt und von der Mehrheit der in der Sitzung vertretenen
Mitglieder des Völkerbundes entschieden.“

Wäre es möglich und wäre es wünschbar, dieses Ge-
setz zu ändern, also zum Beispiel das Requisit der Einstim-

migkeit durch das einer qualifizierten Mehrheit (zwei Drittel oder drei Viertel) zu ersetzen?

Darauf ist vorweg zu antworten, dass die Möglichkeit einer Änderung zur Zeit vollständig ausgeschlossen ist. Mussolini hat sich kategorisch dagegen erklärt. Er verfügt im Völkerbundsrat über die Stimme Italiens, und ohne die Zustimmung sämtlicher Ratsmächte gibt es keine Revision des Völkerbundspakts. Aber Mussolini hat auch früher schon kategorische Erklärungen abgegeben und nachher nicht an ihnen festgehalten. Er hat versichert, dass entweder die „katholischen Mächte“ Polen, Spanien und Brasilien zugleich mit Deutschland ständige Ratssitze erhalten würden oder auch Deutschland auf dieses Privileg verzichten müsse. Diese Forderung hat er nun wie die andern Grossmächte längst fallen gelassen. Man könnte also auch in Sachen Abschwächung oder Aufhebung der Einstimmigkeitsklausel vom schlecht unterrichteten Mussolini an den besser unterrichteten Mussolini appellieren. Aber wer wird das tun? Es gibt kaum einen Völkerbundsstaat, der der Einstimmigkeitsklausel ernsthaft zu Leibe gehen möchte. Nur sind die meisten Regierungen vorsichtiger als Mussolini. Sie affichieren keine Feindschaft gegen die Demokratisierung des Völkerbundsrechts und freuen sich, dass er an ihrer Stelle dem Zorn der Ideologen den Buckel hinhält. Ähnlich ist man ja mit vielem Erfolg in der Vorkriegszeit vorgegangen, als man Wilhelm II. an den Haager Konferenzen zur bête noire der Pazifisten werden liess.

Bei weitem nicht so einfach gestaltet sich die Antwort auf die Frage nach der Wünschbarkeit der Aufhebung der Einstimmigkeitsklausel.

Zur jetzigen Konstitution des Völkerbunds passt sie. Der Rat und die Versammlung sind nicht Körperschaften mit parlamentarischem Charakter, die man durch Tilgung der Einstimmigkeitsklausel ganz einfach demokratisieren könnte. Auch die Versammlung nicht! Man bezeichnet sie etwa als das „demokratische“ Organ des Völkerbunds und hat das Recht dazu, wenn man nicht auf konstitutionelle Kriterien abstellt, sondern von der Tatsache ausgeht, dass die öffentliche Meinung der zivilisierten Welt in den Sitzungen der Versammlung gewiss deutlicher zu Worte kommt als in denen des Rats. Aber ein Parlament ist die Versammlung

deswegen noch lange nicht. Wie sollen Mehrheitsentscheide mit nicht nur mechanischer, sondern auch moralischer Autorität ausgehen von einer Körperschaft, in der Liberia das gleiche Stimmrecht wie England, Albanien das gleiche wie Frankreich hat? Für die Einführung des Mehrheitsrechts wäre die Schaffung einer rationellen Repräsentationsbasis eine kaum entbehrliche Voraussetzung.

Aber nicht einmal die unerlässlichste Voraussetzung! Schliesslich finden wir uns in der Schweiz auch mit dem Kuriosum ab, dass im Ständerat Zug so viel zu sagen hat wie Zürich und Uri so viel wie Bern. Das ist politisch und sittlich tolerabel, weil man annehmen darf, dass jeder Standesvertreter, ob die Zahl seiner Wähler gross oder klein sei, doch einen unzweifelhaften Volkswillen repräsentiere. Was wissen wir aber vom Volkswillen, der hinter jeder einzelnen der fünfundfünfzig Völkerbundsdelegationen steht? Er beruht indirekt in manchen Fällen auf demokratischen Wahlen. Das ist schön. In manchen Fällen auf unmaskierter Diktatur. Das ist weniger schön. Wieder in anderen Fällen darauf, dass man zwar Wahlen vornehmen lässt, aber die Wähler dazu in Güte durch Geld- und Schnapsspenden abrichtet, oder auch in Ungüte dadurch, dass man ihnen zugespitzte Zündhölzchen unter die Fingernägel hämmern lässt oder was dergleichen balkanische Wahlscherze sind. Das ist hässlich. Auf jeden Fall käme es auf eine grobe Selbstbelugung hinaus, wenn man sich einreden wollte, man führe durch Abschaffung der Einstimmigkeitsklausel im Völkerbund die Demokratie ein, falls man nicht gleichzeitig für eine wirklich demokratische Basis der Körperschaft sorgt, die man mit dem Übermehrungsrecht ausstattet.

Für diese demokratische Basis zu sorgen, ist aber gegenwärtig keine Macht der Welt imstande. Vor allem die Völkerbundsversammlung selbst nicht! Ihr ist keine äussere Gewalt verliehen worden, in die inneren Verhältnisse der Völkerbundsstaaten hineinzuregieren, weil die Väter des Pakts wussten, dass ihr dazu vor allem die moralische Kompetenz abgehen werde. Und da in die innern Verhältnisse der Völkerbundsstaaten nicht hineinregiert werden kann, so bilden ihre Delegationen zusammen keine Versammlung mit moralischer Kompetenz. Ein schöner *circulus vitiosus*!

Muss nun, wer diese Tatsachen erkennt, deswegen an der Möglichkeit verzweifeln, im Völkerbund für die Solidarität der Nationen zu wirken? Nein! Wenn es im Völkerbund kein konstitutionelles Mittel gibt und in absehbarer Zeit nicht geben wird, diese Solidarität zu erzwingen, so ist deswegen der einzelne Völkerbundsstaat nicht von der Pflicht entbunden, eine Politik der internationalen Solidarität zu treiben. Zwar nicht Mehrheitsbeschlüsse, aber die Entscheidungen des eigenen Pflichtbewusstseins haben ihn dabei zu leiten. Darum hat die Völkerbundspraxis zahlreiche Erfolge aufzuweisen, denen kein Paktparagraph zu Grunde liegt. Die Praxis zeigt auch, dass der Druck einer Fast-Einstimmigkeit in der Regel stark genug ist, um die Ganz-Einstimmigkeit durchzusetzen. Dass dies aber nur in der Regel und nicht immer so geht, ist kein Weltunglück. Persien hat bekanntlich einmal mit seiner einzigen Stimme die Abschwächung des Artikels 10 des Pakts verhindert. Das wurde damals von der übergrossen Mehrheit der Versammlung sehr schmerzlich empfunden. Aber eine Sünde gegen die Solidarität der Nationen war es wirklich nicht; denn ausgerechnet jener Artikel 10, den alle Staaten ausser Persien abschwächen wollten, ist die Magna Charta der politischen Solidarität der Völkerbundsmitglieder. Auch wenn dieser klassische Schulfall nicht vorläge, wäre es Aberglaube, anzunehmen, dass die Mehrheitsentscheide immer im Dienst der internationalen Solidarität stehen müssten. So gut wie im politischen Leben des einzelnen Volks die Mehrheit gröblich gegen die nationale Solidarität verstossen kann, so könnte auch eine Völkerbundsmehrheit gröblich gegen die internationale Solidarität verstossen.

So viel zur moralischen Tröstung derer, die die Existenz der Einstimmigkeitsklausel bedauern. Zu ihrem politischen Trost sei aber noch ein Hinweis auf die meist übersehene, konstitutionelle Tatsache beigefügt, dass ja das Einstimmigkeitssystem im Völkerbund keineswegs starr durchgeführt ist. Wir meinen nicht die diversen Paktbestimmungen, die Ausnahmen vorsehen, sondern meinen die Bresche, die die Bestimmungen über die Funktion und die Zusammensetzung des Rats in das Einstimmigkeitssystem legen. Im Rat sitzen jetzt zehn und sollen in Zukunft vierzehn Staaten sitzen. Der Rat hat laut Pakt genau dieselben Kompe-

tenzen wie die Versammlung. Artikel 3 sagt: „Die V e r s a m m - l u n g befindet in ihren Beratungen über alle Fragen, welche in den Tätigkeitsbereich des Völkerbundes fallen oder den Frieden der Welt betreffen.“ Artikel 4 sagt: „Der R a t befindet in seinen Beratungen über alle Fragen, welche in den Tätigkeitsbereich des Bundes fallen oder den Frieden der Welt berühren.“ Also kann der Rat einen Völkerbundswillen bilden so gut wie die Versammlung, aber einen solchen, hinter dem nicht die Einstimmigkeit aller, sondern nur diejenige von etwa einem Dutzend Völkerbundsmitglieder steckt. Das ist doch kein rigoroser Einstimmigkeitszwang mehr! Für die Bildung eines Völkerbundswillens müssen nur die Grossmächte und die paar privilegierten Staaten einig sein, die in den Rat gewählt worden sind. Und zwar auch nicht etwa einstimmig gewählt! Für den ersten Wahlgang gilt das absolute, für den zweiten das relative Mehr. Es kann also Staaten geben, die nicht nur selbst keinen Sitz im Rate haben, sondern auch keinem einzigen der gewählten Ratsmitglieder ihre Stimme gegeben haben, somit im Rate in keiner Weise repräsentiert sind und also auch keine indirekte Möglichkeit haben, an der Bildung oder Verhinderung eines im Rat zur Diskussion stehenden Völkerbundswillens mitzuwirken.

Ob man nun durch diese partielle Ausschaltung des Einstimmigkeitsprinzips aus dem Völkerbundsleben beglückt ist oder nicht, so wird, wer sie einmal erkannt hat, desto mehr von der Wichtigkeit der Bestimmungen über die R a t s z u s a m m e n s e t - z u n g überzeugt sein. Gerade die Völkerbundsstaaten, die in den Rat weder gelangen können, noch gelangen wollen, müssen darauf halten, dass sie für ihr Souveränitätsoffer entschädigt werden durch die Gewissheit, dass der Rat eine probable Repräsentation des Völkerbundsganzen darstellt. Diese Gewissheit hätte man sicher nicht haben können, wenn den Grossmächten der beabsichtigte Schub von drei mittelstaatlichen Günstlingen auf ständige Ratssitze gelungen wäre. Auch die jetzt vorgesehene starke Vermehrung der nichtständigen Sitze ist kein Fortschritt. Aber sie schafft wenigstens keine unkorrigibeln Zustände. Wer in den Rat hineingewählt wird, kann auch wieder aus ihm hinausgewählt werden und besitzt also kein ewiges Erpressungsrecht, wie Brasilien und Spanien es sich sichern wollten. Wäre dieser Versuch gelun-

gen, so hätte dies eine Verhärtung des Einstimmigkeitsrechts im Völkerbund bedeutet. Eine solche aber hätte auch von denen abgelehnt werden müssen, die auf die Einführung des Mehrheitsprinzips ins Völkerbundsleben einstweilen schmerzlos verzichten, weil sie das Heil nicht von konstitutionellen Zwangsmitteln, sondern vom Verständigungswillen der Völker und ihrer Regierungen erwarten.

Dr. Albert Oeri (Basel).

DIE WENDE.

Man zählt das achte Jahr nach dem grausigen Weltgeschehen. Acht Jahre — eine kurze Spanne Zeit! Denn noch fühlt die Menschheit ganz nach diesem Erleben; an ihrer Einstellung zu jeglichem Ding der Welt hängen wie Schlacken Überreste der durchkämpften Epoche.

Die Seelen hasten im Dunkel der Zeit. —

Von den Kampfjahren wusste man wenigstens, dass sie etwas ungeahnt Schreckliches waren, das man nur so andeutungsweise aus den Geschichtsbüchern kannte. Aber es war eine bestimmte Zeit; es war Kampf, Morden, eine Wehr ums eigene Dasein. Man grübelte kaum, woher und wohin; willenlos, sinnlos riss es mit; es war ein dem Augenblick-sich-ergeben.

Endlich erlahmten die Kräfte. —

Dann kamen die düsteren, schwachen Jahre des Erwachens. Eines ums andere löste sich im Erkennen, in vernichtendem Begreifen. Wie ein betäubender Odem schlich es über die alte Welt dahin; die im Kampfe übersteigerten Gemüter begann eine dumpfe Mattheit zu bannen. —

Langsam aber keimt eine neue Sehnsucht in den Menschen, eine Sehnsucht nach dem Erfassen des Zeitgeistes, ein Verlangen nach der Zeitbestimmtheit. Propheten und Wissende steigen in rasch ablösender Folge aus trübem Dunkel auf. Noch rascher versinken sie wieder.

„Wir sind am Ende. Was durch Jahrhunderte gefürchtet und ersehnt wurde, ist da. Wir sind die letzten dieser Wanderung.“

Auf den Marktplätzen der Menschheit wird es ausgeschrien; in vielen Herzen findet es angstweckend Eingang.

Und diesen Stimmen hallt die Antwort entgegen:

„Nein, wir sind nicht am Ende. Wohl ist ein Geschehen in sich abgeschlossen: Wir stehen am Anfang neuer Grösse. Hinweg mit dem, was da war, ein neuer Grundstein werde gelegt. Ein neuer Bau wölbe sich über dem alten Boden!“ —

Und wieder steht die Menschheit ringend, im Kampfe um das Bestimmen der Zeitwertung.

Manch Stiller geht seines Wegs und wägt die Werte gegenseitig ab: Ein Anfang — ein Ende? —

Die Wage ruht; keine Schale sinkt unter die andere: Kein Anfang — kein Ende! —

Birgt es beide in sich, ist es eine Umwandlung von Werten, — eine Wende? —

Im grossen Weltbild lebt die Wende erst ahnungshaft. Die Prägung der umgeformten Münze weist noch kein deutliches Bild und ihr Gold hält noch keinen durchgängigen Klang. —

Im Einzelnen aber gestaltet sich das frische Gebilde; einzelne Stücke springen klirrend los vom Ganzen und wandeln langsam sich um. In der Einsamkeit schafft das Neue.

Wie selten in früheren Epochen vereinsamt der Mensch: Wie noch nie treibt er auf den Wogen äusserlicher Geselligkeit — ein jeder beinahe für sich allein, verschlossen in sich, ein unlösbares Rätsel für die Gesamtheit.

Es ist ein Anders-geboren-werden und ein Neu-sich-gebären im dunkeln Glück der Vereinsamung. —

Gottlieb-Heinrich Heer, phil. I.

GEDANKEN ÜBER DEN PAZIFISMUS.

Ich glaube, dass ich nicht zu weit gehe, wenn ich verallgemeinernd sage: Jeder denkende und vor allem jeder fühlende Mensch ist Gegner des Krieges. Wenn wir im letzten grossen Kriege auch nicht direkt beteiligt waren, so haben wir doch genügenden Einblick in all das Elend gehabt, das der Krieg hervorruft. Weil der Pazifist dies erkannt hat, so strebt er danach, den Krieg aus der Weltgeschichte zu beseitigen. Das wäre in der Tat aber etwas vollkommen Neues und Umwälzendes. Denn soweit wir irgend einen Einblick in das Weltgeschehen gehabt haben, war ein steter Wechsel von Krieg und Frieden zu kon-

statieren. Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, so liegt diese Erscheinung in der Beschaffenheit der menschlichen Natur oder alles Lebens überhaupt begründet: Herrscht doch unter den Tieren nichts als Kampf und Krieg und auch uns Menschen, die wir uns etwas Höheres zu sein dünken, liegt dieser Gedanke im Blut. Überall, wo lebendige Einheiten in Berührung mit einander kommen, entstehen Probleme und daraus resultierende Konflikte, die gelöst werden müssen. Je grösser nun die lebendige Einheit ist, desto grösser wird die Reibungsfläche und desto gewaltiger der Konflikt. Krieg ist der Konflikt zwischen Staaten, also zwischen sehr grossen Einheiten. Diese Konflikte sind aber nicht etwas Gewolltes, wie das in entstellender Färbung so oft dargelegt wird. Kriege sind vielmehr etwas Gewachsenes, etwas Natürliches, ich wage das Wort: Etwas Naturnotwendiges. Es ist so unlogisch zu denken, der Krieg werde durch die böswillige Absicht der Staatsmänner „in die Wege geleitet“, als ob diese Leute nichts Besseres zu tun hätten, wo es doch eine altbekannte Tatsache ist, dass der Krieg noch keinem Staate äusserlich Segen oder Nutzen brachte, auch wenn er Sieger blieb im Kampfe. Der Krieg entsteht aus innerer Notwendigkeit; ihm liegt ein Müssen zu Grunde, nicht ein Wollen. Wie sich das Einzelindividuum nicht frei entwickeln kann, ohne auf Gegensätze zu stossen, so kann ein Staat sich nicht frei entwickeln, ohne mit seinem Nachbarstaate in Konflikte zu geraten. Dass aber die Entwicklung bei einer lebendigen Wesenheit naturnotwendig und auch berechtigt ist, das wird niemand bestreiten wollen. Jeder lebendige Staat hat den natürlichen und der Wohlfahrt seiner Bürger gegenüber durchaus gerechtfertigten Wunsch, sich wirtschaftlich zu verbessern, Handel und Industrie zu fördern, seine Finanzen zu stabilisieren. Da aber gerade hier die Beziehungen zum Auslande enge werden, lassen sich Interessendifferenzen der Staaten gegeneinander gar nicht umgehen. Wir haben also wieder den Konflikt, den gordischen Knoten, den nur ein Schwerthieb löst, der Krieg. Wer aber den Krieg als Auswirkung der staatlichen Konflikte beseitigen will, der suche nach einem besseren Mittel, diese Konflikte zu lösen. Wir leben im Anfangsstadium einer internationalen Gerichtsordnung. Vielleicht liegt hier der Keim zur Lösung des Problems. Ob sich der Gedanke eines Völkerfriedens überhaupt

verwirklichen lässt, ist eine zweifelhafte Frage. Dass unsere Zeit noch nicht zu einem Völkerbunde reif ist, hat Genf gezeigt. Eine Weltordnung in reellem Sinne ist aber nicht denkbar ohne Konflikte, es sei denn, dass wir unsere Natur umwandeln und uns in sanfter Ergebenheit ohne Wimperzucken auf die Hühneraugen treten lassen.

Wie steht es aber mit der Annahme und heiligsten Überzeugung der Pazifisten, dass der Krieg unmöglich werde von dem Momente an, wo das Militär abgeschafft wird? Diese These mag wohl ihren Ursprung darin haben, dass der Gedanke an den Krieg in den Köpfen der meisten Menschen unlösbar mit dem Gedanken an Militär verbunden ist. Man streicht das Militär und siehe da, der Krieg ist eine irreelle Grösse geworden. Der Krieg jedoch ist nicht eine Schöpfung des Militärs. Das Militär ist nicht identisch mit dem Kriege, es ist vielmehr ein Schutz, ein Abwehrmittel des Staates gegen Übergriffe, gegen den Krieg. Kein Staat schickt sein Militär ins Feld, um daselbst „Krieglis“ zu spielen, sondern um sich zu verteidigen gegen feindliche Staaten. Der Krieg ist die Krankheit im Körper des Staates, das Militär das Gegengift, das den Krankheitsstoff abwehrt. Will man also den Krieg bekämpfen, so ist es ein direkter Widerspruch, dies mit der Abschaffung des Militärs tun zu wollen.

Denken wir uns einen Staat ohne Militär! Angenommen dieser Staat werde in einer widerrechtlichen Weise von seinem Nachbarstaat verletzt. Wie soll sich der angegriffene Staat dagegen zur Wehr setzen, wenn er kein Militär hat? Er wird vielleicht eine Botschaft nach der andern dem Verletzerstaat auf den Hals schicken, sie werden sich die Zunge lahm reden, erfolglos natürlich. Solange keine internationale, allgemein anerkannte, völkerrechtliche Gesetzgebung unter den Nationen vereinbart ist, solange keine Gesetzeskraft die Staaten vor Übergriffen schützt, solange wird es Kriege geben, solange ist das Militär eine Notwendigkeit. Erst wenn die völkerrechtliche Entwicklung soweit fortgeschritten ist, dass sie den Bedürfnissen genügen kann, dann wird das Militär von selbst eine überlebte Einrichtung sein, die abgeschafft werden darf.

Der gedankliche Fehler der Pazifisten liegt darin, dass sie im Militär die Wurzel des Krieges erblicken. Ich lese da: Der

Soldat wird zum Kriege erzogen — Nein! Der Soldat wird zur Abwehr, zur Verteidigung erzogen. Vielleicht meint jemand: Schaffen wir das Militär ab, dann kann der Krieg, der Konflikt zwischen den Staaten sich nicht auswirken. — Das ist undenkbar! Denn wo eine Krankheit oder der Keim zur Krankheit ist, da wirkt sie sich auch aus. Das ist Naturgesetz.

Und nun zur Ausrottung des im Volke schlummernden Gedankens an Krieg! Wenn man das gründlich tun wollte, dann müsste man überhaupt die menschliche Natur von Grund auf umformen, denn es widerspricht ihr, sich aus freien Stücken vergewaltigen zu lassen. Andererseits steckt in uns allen der Hunger nach Macht, und haben wir Macht, so suchen wir sie auszudehnen. Das geht aber nie ohne Kampf. Auch geistiger Kampf ist brutal. Auch geistiger Kampf endet mit dem Siege des Stärkeren über den Schwächeren. Solange irgendwo warmes Leben atmet, solange werden die Gegensätze von Gut und Böse, Leben und Tod, Frieden und Krieg die Welt erfüllen. Das Leben ist Wechselwirkung der Gegensätze zu einander, das Leben ist Bewegung, ist Reibung, ist Kampf, Wie das Atom dadurch zur lebendigen Einheit wird, dass seine positiven und negativen Bestandteile in ständig bewegte Wechselwirkung zu einander treten, so ist das Wesen alles Lebendigen aufgebaut und begründet in der Wechselwirkung zwischen entgegengesetzten Gewalten. Reisst man die eine weg, dann ist das gleichbedeutend mit Zerfall und Tod. Eine Einheit die nur positiv wäre, ist gar nicht denkbar, denn es liegt eben in der Natur aller Wesenheit, dass sie aus positiv und negativ zusammengesetzt ist. Die primärste Einheit ist eine Zweiheit, bestehend aus Kontrasten.

Was will also der Pazifist? Will er die Weltordnung auseinander reißen? Das dürfte eine Kraft brauchen, über die er schwerlich verfügt. Er redet soviel von geistigem Kampf, von der Auslösung grosser Bewegungen. Meint er, das wickle sich ohne Blutvergiessen ab? Haben nicht die Menschen gerade da, wo es sich um die geistigsten Probleme handelte, die blutigsten Schlachten geschlagen? Es ist alles Macht, Kampf um die Macht, Trieb zur Macht. Auch das Führertum entspringt dem Machttrieb, auch der Kampf um geistige Werte ist Hunger nach Macht, auch die sogenannten Weltverbesserungsideen sind begehrte Macht.

Ich habe einen Pazifisten folgendermassen reden hören:
„Wer gibt dem Staate das Recht, ein Individuum aus seinem Kreise herauszureissen und es als Kanonenfutter an die Front zu werfen? — — Der gute Mann wusste nicht, was er unter Staat zu verstehen hat. Der Einzelne ist keineswegs unabhängig vom Staate, er ist vielmehr Glied des Staates, und was die Interessen des Ganzen erfordern, das erfordern auch die Interessen der einzelnen Glieder. Als Bürger haben sie ein Recht auf den Schutz des Staates; dass der Staat umgekehrt Forderungen an seine Bürger hat, ist doch wohl selbstverständlich, denn diese sind zur Aufrechterhaltung des Staates einfach notwendig. Deshalb ist es die Pflicht jedes Mannes, seine Kraft in den Dienst des Staates zu stellen. Wer dieser Pflicht nicht genügt, ist ein staatsfeindliches und darum zu vernichtendes Element. Wir sind es dem Staate schuldig, ihn zu erhalten, indem wir ihn verteidigen. Es ist auch unsern Soldaten gegenüber, die unsere Grenzen schützen, nichts als geschuldete Dankbarkeit, wenn wir ihnen einen moralischen Halt bieten, statt ihnen sozusagen in den Rücken zu schiessen dadurch, dass wir ihre treue Pflichterfüllung anzweifeln und ihnen vorzulügen versuchen, sie gingen an ihrer eigenen Dummheit zu Grunde.

Es war mir vor kurzem vergönnt, auf einem ausländischen Friedhof durch die Reihen der Kriegsgräber zu gehen. Mauer gleich, wie sie im Felde standen, so lagen sie unter dem Rasen. Da erfasste mich ein heiliger Schauer. Haben nicht alle diese Menschen eine hohe, herrliche Pflicht erfüllt? Haben sie nicht Überlebenden ihren Hunger nach Leben geopfert? Das ist Entsagung, heiligste Entsagung, das ist der schönste Tod, der Opfertod. Wir müssen ja doch sterben, ob früher oder später, das ist gleichgültig. Aber wofür wir sterben, das ist nicht gleichgültig. Wenn wir ein Leben lang unserm Egoismus, unserem Machttrieb gehuldigt haben, ist das befriedigender, als wenn wir ein kurzes Leben leben und zu dem hohen Zwecke, das Schwache zu schützen, einen starken Männertod sterben? Sind wir es nicht dem Andenken der Toten schuldig, ihren Tod als etwas Würdiges und Heiliges zu ehren? Es gibt nicht nur ein Leben, das wert ist, gelebt zu werden, sondern auch einen Tod, der wert ist, gestorben

zu werden. Wer weiss denn, ob nicht die Toten glücklicher sind als die Lebenden? Vielleicht lächeln sie über uns, die wir den Tod fürchten.

Marie Johner, iur.

WÄHREND DER PAUSEN.

Jedermann geht in die für sein Studium wichtigen Vorlesungen. Gewiss.

Etliche aber bemühen sich noch mehr: mit hebräischer Geschäftigkeit tauchen sie in den Hörsälen der Literatur und Kunst auf und hoffen damit jedermann — sofern ihn dies interessiert — vorteilhaft zu beeindrucken und sich selber von der beachtlichen Höhe ihrer „allgemeinen Bildung“ — sit venia verbo — nachdrücklichst zu überzeugen.

In allen diesen Hörsälen wird viel, muss auch viel gearbeitet werden. Und doch verspürt man manchmal eine unwiderstehliche, sträfliche Lust, herumzuschauen und sogar zu zeichnen. Oh ja, manch' sonderbare Beobachtung wäre da anzustellen — von fliegenden Federn, von vergeblichem Mühen den Inhalt vorgetragener Sätze zu erfassen, und von heimlicher Nagelpflege.

Aber, der Kuriositäten wegen geht man schliesslich nicht in die Vorlesungen, — sondern um zu arbeiten.

Die altüberlieferte Einrichtung der Pausen jedoch erlaubt jedermann, sich der Seltenheiten und der „species communes“ der Universitätsbevölkerung in Musse und heimlicher Freude anzunehmen:

Der Snob.

Er liebt es, sich an exponierte Säulen zu lehnen und einen bescheidenen, strebsamen Musensohn von der Notwendigkeit eines goldenen Zigaretten-Etuis zu überzeugen. In seinem Verkehr ist er übrigens sehr wählerisch, Geld-Aristokratie, möglichst blond. Er erwähnt gern ihre Namen mit übertriebener Nonchalance, erzählt Geschichten von Grafen — mit denen er sich selbstverständlich duzte — und weiss immer den neuesten Klatsch. Er ist witzig, soigniert, betont jedoch zu oft, dass er zweimal im Tag bade und nur von Guggenheim, Son, Ltd. in London Kleider tragen könne. Und verliebt er sich, so nur, seiner Veranlagung entspre-

chend, in ein Mädchen, in das 90 % der „Besten Leute“ ebenfalls vernarrt sind.

Der Gentleman.

Ein seltenes Exemplar: Er ist von angenehmem Äussern, ohne eitel zu sein. Er ist trotz aller Liebenswürdigkeit aufrichtig und hat einen Anflug von Idealismus. Er hat Herz genug, um auch mit einem uneleganten Mädchen zu tanzen, und dabei tanzt er gut. — Er ist im Aussterben.

Der Exote.

Gleichviel ob Ungar, Rumäne, Argentinier oder Grieche, immer hat er einen sonderbaren Erfolg bei unsern Studentinnen. Wo er hinkommt, löst er Verliebtheit aus, obgleich er zwar sinnlich, aber völlig gefühlslos ist. Seine fremdartige Aussprache, sein zärtliches Französisch hat nicht nur für die Primitiven grossen Reiz. Die Schweizer Studenten halten ihn für falsch, aber zu Unrecht. Seine Ritterlichkeit finden sie unterwürfig und würdelos — und wissen nicht, dass diese das Geheimnis seiner Siege ist. In unserer Stadt gehört er übrigens oft zum Stabe einer intelligenten Frau, die wunderbare Perlen hat und Sinn für Humor.

Der Pazifist.

Er ist erkennbar an der schiefen Windrichtung seiner Haare; seine Schuhe sind meistens etwas zu gross und, so er nicht vorzieht, sich im Schillerkragen zu promenieren, trägt er einen nicht eben weissen Kragen. Er hat den Optimismus zwar nicht mit Löffeln gefressen und verliert sich also noch nicht bis zu den Wolken hinauf, — er begnügt sich einstweilen, sein Rednerpult in Nebelschwaden aufzustellen. Allgemein ist er ungefährlich, da lammfromm, und trägt die „Kornblume der Ethik im Knopfloch“.

Der Nur-Jurist.

Mit der einen Hand hält er das Teeglas und mit der andern jongliert er bundesgerichtliche Entscheide. Er ist ausserordentlich überzeugt von der Nützlichkeit seines Daseins und versteht meisterhaft, mit der Nase die Buchstaben aus seinem Z. G. B. heraus-

zuklauben. Jeden, der ihm über den Weg läuft — sei es am Tag oder des Nachts — embetiert er mit seinem neuesten „Fall“; entspinnt sich aber irgendwo eine unjuristische Diskussion, so ist ihm dies eine angenehme Gelegenheit, alles zu sagen, was er „über Staat, Film, Blumenpflege und Homosexualität ungedruckt im Busen trägt“.

Der Gutausschende.

Er kommt immer erst, wenn die Hälfte der Pause vorbei ist. Dann spricht er endlich in müder Aufforderung irgend Jemanden an. Ist es eine Studentin, so macht er stets ein leicht verärgertes Gesicht, als bereue er seine Höflichkeit und liesse seine Partnerin gerne wieder stehen. Denn ihre etwa vorhandene Intelligenz und ihr falsch plaziertes Bewusstsein langweilen ihn. Andererseits ist er aber zu indolent, um sich durch den Charme einer Verwöhnteren bewegen zu lassen, denn er sehnt sich nach seinem kleinen Mannequin, das schön ist und zugleich anspruchslos. Man sieht dies dem von Kultur leicht angekränkelten Gesicht an. Übrigens weiss er nie von etwas und bewegt sich nicht annähernd so gut, wie seine Apollogestalt verraten liesse.

Die „Kommilitonin“.

Ihr Kleid hat — es sieht wenigstens so aus — bestimmt irgend eine Schneiderin nach ihren eigenen Angaben verbrochen. Ihr Bubikopfschnitt ist nicht immer einwandfrei, — aber dafür ist ja ihr Coiffeur verantwortlich, nicht sie. Sie ist stolz auf ihre erkämpfte Gleichberechtigung und ängstigt sich zu gleicher Zeit, dass irgend jemand dieselbe bspöttle oder gar beeinträchtige. Ihr Standesbewusstsein gleicht einem Reformkorsett und in ihrem Wunsch nach Kameradschaftlichkeit offenbart sich das Geständnis, den Männern nicht als Frau begegnen zu wagen oder zu wollen. Sie beschäftigen sich mit vielerlei in den Pausen: Fortgeschrittenere versuchen Zigaretten zu rauchen, andere wieder bewundern einen Adonis (nur wenn es niemand sieht!) — und etliche gar machen aus den Wandelhallen ein Stadion: in beschleunigtem Schritte bewegen sie sich im Kreis herum, sie trainieren, um der Allgemeinheit die Erfolge eines Studentinnen-Turnvereins zu demonstrieren.

Hübsch angezogene Phrasen.

Der „Kommilitonin“ sind sie ein Greuel, den Studenten eine visuelle Erholung, diese eleganten Erscheinungen, die ohne Ziel, aber doch mit Zweck in der Alma Mater erscheinen und in den Pausen herumschlendern. Sie wissen, wie demokratisch und anspruchslos Studenten sein können und zeigen deshalb, nicht wie früher ihren Geist, sondern ihre wohlgeformten Beine. Oft weiss man allerdings nicht, ob Dummheit oder Langeweile aus ihrem Gesichte spricht, aber aus der Form und Länge des Rockes errät man ein Bekenntnis, ja selbst ein Geständnis. Diese mondänen Geschöpfe wissen nur nicht recht — wie, ihre wohlenerzogene Bürgerlichkeit macht es ihnen schwer, aber — „les regard se rencontrent, vous osez et elles comprennent“. So spielen sie mit dem Feuer, wie sie aus Spielerei Vorlesungen besuchen.

Dass sie kommen, ist aber Dankes wert, denn ihre grazilen Silhouetten erfreuen und beleben.

Thé-Dansant.

Anstatt zu einem Thé-Dansant zu gehen, hat sich dies Publikum in eine Nachmittagsvorlesung verirrt und bewegt sich nun elegant die grosse Freitreppe hinunter. Zwei- oder auch dreimal kommt dies in der Woche vor und jedesmal — denn dieser Exodus ist das Amusement der gutgepflegten Leute — sind die Pausen besonders belebt. Unten an der Freitreppe warten Scharen von kritisch veranlagten Studenten, teils um sich an herrlichen Pelzmänteln und schlecht geschminkten Gesichtern zu ergötzen, teils auch um aus der Reihe der paradierenden Kunstbeflissenen einen verstohlenen, zugleich ermunternden Blick zu erhaschen.

*

Ein ungewohntes Leben rumort während der Pausen, während dieser kurzen Viertelstunden in unserer Universität. Alltägliche und ungewohnte Gestalten tauchen auf, man hört Adressen flüstern und Namen austauschen, man fängt Stichworte medizinischer Gutachten auf und erlauscht tiefgründige, juristische Konstellationen. Und plötzlich gellt ein Pfiff durch den summenden Lärm: ein einfaches Mittel seiner Frau, den Pedell zu sich zurückzudirigieren.

Während der Pausen! Ein ferner Hauch von Romantik geistert in den Nischen und erstirbt in den weissen, hohen Hallen, — und aus allem tönt ein leiser, unterdrückter Schrei nach dem Leben. —

Paul von Valèr, jur.

STUDENTEN-FERIENKOLONIEN.

Die Devise Freundschaft und Wissenschaft, die wir Studenten auf den Vereinsschild malten und hochhielten, ist heute zum Teil veraltet, bestäubt. Sie muss neu gefasst, erweitert werden, denn unsere studentische Jugend ist eine andere geworden. Man will auch ausser dem Panier seiner Burschenschaft Fühlung nehmen mit der Jugend, die auf andere Farben und Ziele schwört, mit der Jugend in den übrigen Kantonen, mit dem Volke selbst. Neben der beruflichen Ausbildung sucht man Anschluss an die staatsbürgerlichen Volksbildungskurse und Anlässe, um in den Fragen des geistigen und öffentlichen Lebens sich eine eigene Meinung aufzubauen. Damit Stunden frei werden für körperliche Übungen, Leib und Hirn in regem Wechsel gefördert werden, kürzt und vermindert man die Zusammenkünfte am Biertisch. Der eine findet im Militärdienst geistige Erholung, der andere auf dem Sportplatz. Eine Tätigkeit aber, die Leib und Seele gleichmässig in Anspruch nimmt und erfrischt, kannte man so lange nicht in studentischen Kreisen, bis der Verband der schweizerischen Studentenschaften die glückhafte Idee, Ferienkolonien einzurichten, keck am Schopffasste und zur Ausführung brachte. Es war wie eine Entdeckung, eine Tat, die auf weithinaus alles Werweisen und Erklügeln neuer Zwecke und Ziele überflüssig macht.

Wer von uns Ältern auf Grenzwacht gestanden, wird sich hellen Auges erinnern, wie durch den Wechsel der Truppen von Nord nach Süd, von Ost nach West und umgekehrt erst recht die Einheitsfront im Innern des Landes sich festigte, wie Vorurteile und falsche Meinungen hüben und drüben schwanden, Deutsch und Welsch, Radikal und Konservativ und welcher politischen Partei man angehören mochte, sich auf dem gemeinsamen Boden der Gefahr und Abwehr fanden. Von Ort zu Ort, von Kanton zu Kanton, über alle Drei- und Viertausender hinweg wurden

Bande geflochten, stählerne, unlösbare Ketten der Freundschaft und Zusammengehörigkeit geschmiedet.

Was sich damals im Grossen vollzog und mächtig auswirkte, geschieht heute durch die Studentenkolonien im Kleinen.

Klein im geographischen Sinn, aber vielleicht umso tiefer im geistigen. Denn die paar hundert Studenten der verschiedensten Fakultäten und aus allen Gebieten der Schweiz graben und schaufeln in diesen Kolonien nicht nur am gleichen Werk, essen und trinken am gleichen Tisch, was der Koch ihnen anrichtet, sondern beim Rauch der Pfeifen und Zigaretten spinnt sich am Schluss der Arbeit eine lebhaftere Unterhaltung an, steigern Diskussion und Debatte über die Tagesfragen der Gegenwart und Zukunft sich zum geistigen Scharmützel, an dem jeder sich beteiligen und seine Meinung sachte oder gepfeffert, je nach Temperament und Interesse vertreten kann.

Mehr noch. Es werden keine Schanzen aufgeworfen und Gräben gerissen, die man nachher wieder zuschütten und aus-ebnen muss. Es wird eine Arbeit geleistet, die Bestand hat und auf Jahre und Jahrzehnte hinaus Zeugnis ablegt von dem Opferwillen unserer studentischen Jugend. Muss ich an die herrliche Silhouette von Mesocco erinnern, die ohne Studentenhilfe vollends niederbrechen würde! An die andern Projekte im Süden der Schweiz, die man ohne diese Hilfe einfach nicht fertig bringt. Liegt nicht schon darin ein scharfer Ansporn für die Jünger der Alma mater, wenn es heisst, ohne uns kann die Aufgabe nicht begonnen, noch vollendet werden.

Ist nicht schon die Reise an den Bestimmungsort ein fröhlicher Auftakt zu willkommener Abwechslung! Dann Schlag auf Schlag neue Aussichten und Überraschungen: die Vorstellung an der Arbeitsstätte, Bezug der Unterkunft, Fassen des Werkzeugs, der Tagesplan, an allen Ecken und Enden heitere Gesichter voller Erwartung und Spannung und eine Arbeit, welche die Mücken und Müde im Kopf verdrängt und die Seele von allem Spinnweb und Russ der Stadt reinigt. Kein Heldenbuch wird die Namen der Teilnehmer verzeichnen, die Tat trägt ihren Lohn in sich selbst und dieser Lohn ist mehr als Siegelbrief und Urkunde, mehr als bare Münze. Es ist das unbezahlbare Gefühl, aus freiem Willen an einem schweizerisch-gemeinnützigem Werk mitzuschaffen, heute

an einer der schönsten Burgen, die aus Schutt und Getrümmer zu des Landes Ehre und Zier wieder in die Lüfte zeigt, morgen an einem Unternehmen, das unverschuldete Not tilgen soll.

Diese Studentenhilfe in den Ferienkolonien ist die Basis der neuen Einheitsfront der schweizerischen Studentenschaft; auch sie ist eine Burschenherrlichkeit, in der man innerlich frei wird, gross und stark und mitfühlend, frei in sich selber und den Mitmenschen gegenüber. Und das ist genug. **Johannes Jegerlehner.**

BRIAND.

Dieser ergraute Wuschelkopf und die leicht nach vorn gebeugte Gestalt, diese viel zu weiten Kleider und die uralte Melone könnten wohl von einer Romanfigur Balzac's sein. Die blutleeren Lippen entbehren nur selten der Zigarette und den müden Mund umspielt immer irgend eine „conte drolâtique“.

Seine Vergangenheit ist reich, doch fehlt ihr das grosse, einheitliche Werk. Trotzdem er ein neuntes Mal Ministerpräsident geworden ist, muss er hinter Gambetta und Clemenceau zurückstehen — beides Männer einer Leistung, denn er ist der Mann der Teilerfolge: die Trennung von Kirche und Staat, die Expedition nach Saloniki, Cannes, Locarno und sein jüngster Erfolg, die Zertrümmerung des Kartells. So wird Briand's Name auf vielen Seiten stehen, aber kein besonderes Kapitel bilden. Es ist dies eine eigene Tragik seines Lebens; sie verleiht ihm jedoch immer neue Anziehungskraft. Die Ursache mag in seiner Skepsis und übergrossen Erfahrungheit liegen, denn diese verhindern die trotzig, gewaltige Geste. Hier liegt seine Grenze, hier aber liegt auch das Geheimnis seines Könnens.

Briand ist Bretone. Deren Statur hat er und die aufhorchende Art von Menschen, die am Meere wohnen. Trotz seiner — wohl etwas saloppen Eleganz und der schmunzelnden, bezaubernden Finesse kennt er die Hemmungen gesellschaftlicher Stadtmenschen nicht. Die durch eine Jugendtorheit entstandene Deklassierung führte ihn naturgemäss der sozialistischen Politik zu. Ein zynischer Bohême und gewiegter Pokerspieler, war er dennoch eine Hoffnung der Klassenkampfpartei. Mit seinem Eintritt ins Parlament wuchs aber sein Verantwortungsgefühl

— oder sein Ehrgeiz? — und damit auch die Distanz zu seiner Partei. Wie rein äusserlich — in das Leben dieses Kettenrauchers traten schöne Frauen, die es ihm leicht machten, als Hagestolz zu altern — so hatte er auch in der Politik Glück. Clemenceau soll einmal gesagt haben: „Poincaré sait tout, mais il ne peut rien; Briand ne sait rien, mais il peut tout.“ Er nimmt sich Zeit zum Nichtstun und vertrödelt ganze Wochen. Er liebt den trockenen Fleiss nicht, der Poincaré auszeichnet, und ist deshalb oftmals ignorant und dokumentiert sich nicht. Er lässt sich dokumentieren und verlässt sich auf sein Assimilationstalent, so dass es noch nie jemandem gelungen ist, ihn bei einer Unüberlegtheit zu packen. Bei einem solchen Manne darf man nicht nach einem System, noch nach sakrosankten Traditionen suchen, man darf sich auch nicht wundern, wenn Briand die Sozialisten sanft beiseite geschoben oder ihnen die Zähne gezeigt hat, wenn er die Radikalen etliche Male im Stiche gelassen und das Zentrum oft enttäuscht hat. Denn, dass noch niemand so verschiedenartige Kabinette präsiert hat und einmal seine Politik mit der Mehrheit, ein andermal auch gegen sie macht — das ist schliesslich nichts als grosszügigster Opportunismus, und aus dieser Formel sind alle seine Qualitäten und Schwächen zu erschöpfen.

Jeder Staatsmann hat eine „*faculté maîtresse*“. Briand ist der Parlamentarier über alles, der Akrobat auf dem glitschigen Parkett des Palais Bourbon, „*un monstre de souplesse*“, wie ihn Maurice Barrès nannte. Um in der viel verschrienen Dritten Republik neunmal Premier zu werden, dazu gehört vor allem virtuose Beherrschung des Parlaments. Er weiss immer, was vorgeht und wittert „*par le flair et l'instinct d'un vieux chien de chasse*“ (Léon Daudet) jede Krisis und jeden Umschlag der Stimmung. Wie er sein berühmtes Fischgericht bereitet, so präpariert er einen Zufall oder eine „*Malaise*“, und greift er ein, so tut er es nicht in der brüsken Weise eines Clemenceau oder Loucheur, sondern in verbindlichster Form. Seine Meisterschaft, Minister zu stürzen, hat er nie missbraucht, und wenn er schon vergelten will, so maskiert er sorgfältig sein Spielchen.

Als Ministerpräsident hat sich Briand stets einen schönen Abgang zu sichern gewusst. Er ist noch nie, was man nennt, gestürzt

worden: immer wusste er es einzurichten, als ginge er aus freiem Antrieb. Nachher tat er, als ob er nicht da wäre. Und oftmals ist er auch wirklich irgend wo auf dem Lande und baut seinen Kohl. Erscheint er jedoch wieder in der Kammer, sitzt er gelangweilt in seiner vertrauten Ecke und erzählt seinen Kollegen Anekdotchen. Dass er so auf seine nächste Berufung wartet, weiss jedermann im Palais Bourbon und findet es auch selbstverständlich. —

Der grosse Redner hat die Tribüne nie missbraucht, weil er hier eine Gefahr ahnt; hat er doch zu Herriot gesagt: „Vous allez ruiner votre carrière, si vous continuez à tenir tant d'excellents discours.“ Briands Form, sich auf den Einschlag einer glücklichen Wendung verlassend, ist alles eher denn ein literarisches Meisterstück. Hier haben ihn Clemenceau und Jaurès weit übertroffen, denn er hält seine Reden rein als politische Schöpfung.

Vor einigen Monaten ist ihm das Staatsruder wieder in die Hände gelegt worden. Gelehrte und Demagogen hatten den Karren gründlich verfahren: da rief man nach ihm. Immer dann, wenn die Fäden verwirrt waren, war man froh, den geschickten und geduldigen Mann, der sie entwirren konnte, in Reserve zu haben. Er blieb immer da, als letzte Hoffnung des französischen Parlamentarismus, und er wird es bleiben, solange er lebt.

Heute steht Briand im Zenith staatsmännischen Ruhms. Trotzdem, welches wird der Platz dieser schillernden Gestalt in der Geschichte seines Landes sein? Wenn auch das mit seiner Persönlichkeit verbundene, grosse, geschichtliche Werk fehlt, kann ohne ihn im heutigen Frankreich doch nicht leicht Geschichte gemacht werden.

Hermann Hagenbuch, jur.

KLEINE BEITRÄGE.

Neue Bücher.

Das scheinbar unorganische Bild der modernen Kunst fasst Franz Roh in seinem Buch „Nach-Expressionismus, Magischer Realismus“, (Leipzig, Klinckschardt und Biermann 1925) in eine Entwicklungsreihe zusammen, die die Probleme der neuesten Malerei bis 1925 behandelt. Wie um

1890 durch den Expressionismus des van Gogh und Gauguin erblickt Roh eine neue Wendung in der Problemrichtung der Malerei um 1920, die er mit „Magischer Realismus“ benennt.

In der malerischen Wiedergabe optischer Wahrnehmungen sah der Impressionismus sein höchstes Ziel

und ging an dieser Seelenlosigkeit zugrunde. Nicht mehr das Festhalten eines Stückes Natur in der Beleuchtung verschiedener Jahres- und Tageszeiten interessiert den **Expressionisten**. Als eine jugendlich gesunde Sturm- und Drangperiode voller Leid, aber auch mit allen Möglichkeiten, erkennt der Expressionismus als menschlich Höchstes das subjektiv seelische Erleben. Die Grenzen der Malerei auf ein zeitliches Moment und Gegenstandsdarstellungen werden als Fesseln empfunden und ihre Auflösung angestrebt. Aus Abstraktion und individueller Umformung des Gegenstandes entwickelt sich der **Kubismus**, der eine plastische und lineare Vereinfachung der Natur erstrebt. Als höchste Steigerung negiert die **absolute Malerei** eines Kandinsky die Welt sinnlicher Wahrnehmungen und begnügt sich mit Linie und Farbe, die zu verschiedenen Komplexen geformt schwer erlebbare Geistigkeit ausdrücken. Und wie sie den Gegenstand ablehnt, so durchbricht der **Futurismus** die zeitlichen Grenzen und sucht auf einem Bilde ein Simultanerlebnis transitorisch zu gestalten, verschiedene Momente zusammenzufassen. Dem Kubismus am nächsten steht der **Konstruktivismus** des Bauhauses in Dessau, dessen künstlerische Darstellungsmittel meist der Technik entlehnt werden und der in straffer geometrischer Zucht ein Ideal erblickt, das sich in Bühne, Handwerk und Architektur wohl noch fruchtbar auslebt.

Alle diese Steigerungen und Grenzüberschreitungen lehnt die neue Richtung ab. Sie kehrt zurück zum

Realismus, nicht zu dem geistlosen Realismus des letzten Jahrhunderts, sondern zu neuem, vertieftem Erfassen der Wirklichkeit. Das Dasein wird als Wunder empfunden und in allen Detailformen in seltsamer Eindringlichkeit wiedergegeben, Licht und Luft gleichsam vergeistigt, trotz peinlich genauer Naturtreue, alles voller Zurückhaltung und Distanz.

Dieser neuen Anschauungsweise widmet Roh sein Hauptinteresse. Reich und tief durchdacht strebt sein Buch grösste Sachlichkeit an, und gegen den Einwand der für Objektivität notwendigen zeitlichen Distanz erwidert Roh, dass sich die Gegenwart als volles Bild erleben lässt, während für Erfassung der Vergangenheit Materialausfall und anderer Zeitgeist unendliche Schwierigkeiten bietet. In diesem ernsten, kühlen Bestreben unterscheidet sich das Buch von den temperamentvollen Publikationen, die den Expressionismus begleiteten, wie der „Magische Realismus“ in reservierter Haltung dem subjektiven Expressionismus entgegensteht.

Dr. Doris Wild.

Mitarbeiter dieses Heftes.

Dr. Albert Oeri, Chefredaktor der „Basler Nachrichten“.

Oberst Dr. Joh. Jegerlehner, Schriftsteller, Bern.

Dr. Alfred Schmid, Privatdozent für physikalische Chemie an der Universität, Basel.

Marie Johner, iur., Zürich.

Gottlieb Heinrich Heer, phil. I, Zürich.

Paul von Valèr, cand. iur., Zürich.

CHEMISERIE WEGMANN

Strehlgasse 29

Zürich

FEINE HERRENWÄSCHE

Herren-Mode-Artikel

Hemden nach Mass

Filiale:

CHEMISERIE MODERNE

Rämistr. 7 (beim Bellevue)

Zürich

Studierende 5% Rabatt

C. SCHLOTTERBECK, ZÜRICH

AUTOMOBILES

Kanzleistrasse 118

Spezialhaus

für

2 und 3-plätzig

SPORTWAGEN

schönster und bester Ausführung



Windjacken

wasserdicht imprägniert
für Bergsport und Skilauf sehr gut
Mitglieder der Sportsektion 10%

28.50

Sporthaus Uto
Bächtold & Gottenkieny
Bahnhofplatz



**Besorgung aller
Bankgeschäfte**

Stammkapital und Reserven Fr. 119 Millionen.

Schweizerische Volksbank ZÜRICH

mit Comptoirs und Agenturen in den verschiedenen
Stadtkreisen, sowie in:

**Altstetten, Dietikon, Küsnacht, Mellen,
Thalwil, Wädenswil**
und 40 weitere Niederlassungen in der ganzen Schweiz

HAUSMANN'S **Urania - Apotheke und Sanitätsgeschäft** ZÜRICH, Uraniastrasse 11

empfehlen sich den Herren Studenten für

**Ausführung von Rezepten und den Einkauf aller Art Sanitätsartikel und
besonders den Medizin Studierenden zur Lieferung aller für Studium und
spätere Praxis nötigen Apparate, Instrumente u. chem. pharm. Präparate.**

Feinste engl. und französ. Parfums, Toiletteseifen, Zahnwasser etc.
Geschenkartikel

Wollen Sie etwas wirklich Gutes und Preiswertes rauchen, so verlangen
Sie immer die **dicke, flache** Zigarette



Vorzügliche, milde Mischung. Bestes französisches Papier!

5 Rappen das Stück!

PIANOS

Verkauf — Miete
Streich- u. Blasinstrumente
Grammophone u. Zubehör
Reparatur-Werkstätten

HUG & Co

Vorzugspreise
für Studierende

Zahlungs-
erleichterung

HARMONIUMS

Kunstspiel-Klaviere
Violin — Saiten
Grösstes Notenlager
Musik-Leihanstalt

ZÜRICH

Sonnenquai 26/28 u. Helmhaus

Reitanstalt Seefeld, Zürich 8

Zürichs grösste Zivil-Reitbahn

Besitzer: Kav. Oblt. **ROBERT BIGLER**

Hufgasse 12 beim Stadttheater

Telephon Hottingen 0475 und Hottingen 1047

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren.

Erstklassiges Pferdmaterial. — Fortwährend Bahn- u. Terrainreitkurse.

Studierende 20%

ELITE HOTEL Alle Zimmer mit fliessendem Wasser
RESTAURANT Hopfenperle,

Brauerei Feldschlösschen Rheinfelden, Pilsner Urquell

Orchester Carletti Künstler-Kapelle

HERREN - MODEARTIKEL
SEIDEN - GRIEDER

DAMEN - MODEARTIKEL



*Ice
cream*

ist sehr erfrischend
nahrhaft und gesund!

Verbands-Molkerei Zürich

Bevor Sie sich ein Motorrad kaufen, besichtigen Sie unverbindlich meine grosse
Ausstellung der Weltmarken

Sunbeam, Norton, H. R. D. etc.

Englische 4-PS-Motorräder schon von Fr. 1720.— an.

Emil Frey, Zürich

Stampfenbachplatz 1—2
3 Minuten vom Hauptbahnhof

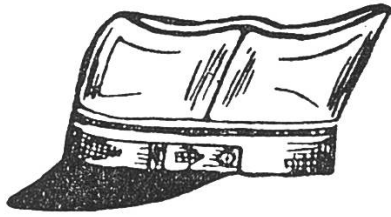
Telephon Limmat 1287
(Auf Wunsch Teilzahlung)

GRAND CAFÉ TERRASSE
und Bellevue-Bar

Täglich zwei Konzerte

Sommergarten

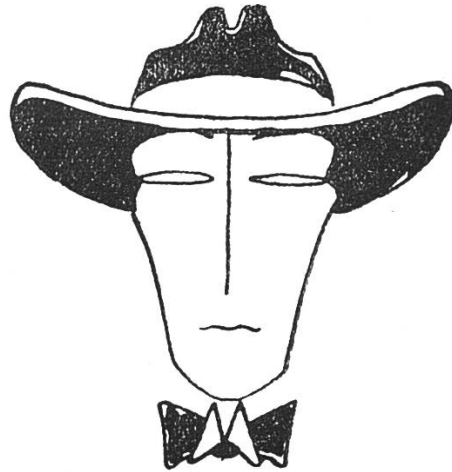
Treffpunkt der Studentenschaft



Offiziers - Mützen in jeder Façon
Spezialist in Studenten - Mützen,
Bänder, Bier-, Wein- und Sekt-
zipfel in Silber und vergoldet.

J. Gubler, Mützenfabrikation
Zürich 1, Spiegelgasse 2

Kommilitonen,
deckt euren Bedarf nur
bei unsern Inserenten!



Stets Eingang von
Neuheiten
in sämtlichen

Herrenmode-Artikel

Fein - Kaller

84 Bahnhofstrasse 84

5% Rabatt

Erfrischungsraum

der Grands Magasins

JELMOLI S. A.

Treffpunkt der Studentenschaft / Täglich Künstler-Konzerte

METROPOL — FRAUMÜNSTER-KELLER

DAS LOKAL DER
ZÜRCHER STUDENTEN



Entwickeln, Kopieren
Vergrössern
aller Amateur Aufnahmen

Photo- u. Projektions-Apparate

erster Marken in gediegener Auswahl.

Aufnahme- und Heim-Kinos

für Amateure.

Zulauf

vorm. Kienast & Co.

Bahnhofstrasse 61, Zürich

Soeben erschienen

LEHRBUCH DES SCHWEIZERISCHEN STRAFRECHTS

allgemeiner Teil von Prof. Dr. Ernst Haster

XVIII und 447 Seiten

Preis brosch. Fr. 28.10, geb. Fr. 33.75

*

MEDIZINISCHES TASCHENWÖRTERBUCH FÜR MEDIZINER UND JURISTEN

herausgegeben von Prof. Dr. E. Schreiber

11. Auflage Preis Fr. 8.75

vorrätig in der Buchhandlung

DR. H. GIRSBERGER & CIE.

Zürich 1, Kirchgasse 17



Besorgung aller
Bankgeschäfte

Stammkapital und Reserven Fr. 119 Millionen.

Schweizerische Volksbank ZÜRICH

mit Comptoirs und Agenturen in den verschiedenen
Stadtkreisen, sowie in:

Altstetten, Dietikon, Küsnacht, Mellen,
Thalwil, Wädenswil

und 40 weitere Niederlassungen in der ganzen Schweiz

„LASST BLUMEN SPRECHEN“

Bleicherweg 10
Ecke Schanzengraben

FRAU E. RÜHL

Telephon: Selnau 5038
Privat S. 6383

empfiehlt sich mit

feinen Blumen

für Bälle, Verlobungen, Hochzeiten und andere festliche
Anlässe. Schleifenkränze



Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-
Versicherungsanstalt in Zürich

Einzel-, Reise-, Motorrad- und
Automobil-Haftpflicht-
Versicherungen.

Zum Abschluss von Verträgen
empfehlen sich

Die Direktion in Zürich,
Bleicherweg 19
und ihre Vertreter.

PHOTO-CENTRALE

Wilhelm Pleyer

ZÜRICH, Bahnhofstrasse 106

Entwickeln, Kopieren,
Vergrößerungen
für anspruchsvolle Amateure
Schnellphotos für Pässe,
Legitimationen etc. etc.

Spezialität:
Das Feinste in Photos auf
Postkarten

ELITE HOTEL Alle Zimmer mit fliessendem Wasser
RESTAURANT Hopfenperle,

Brauerei Feldschlösschen Rheinfelden, Pilsner Urquell

Orchester Carletti Künstler-Kapelle

GANZ & Co., ZÜRICH

Bahnhofstrasse 40

Photo-, Kino- und Projektions-Apparate

in grosser Auswahl

Entwickeln und Kopieren in 24 Stunden

ZEISS-MIKROSKOPE

C. SCHLOTTERBECK, ZÜRICH

AUTOMOBILES

Kanzleistrasse 118

Spezialhaus

für

2 und 3-plätzig

SPORTWAGEN

schönster und bester Ausführung

ESPLANADE ZÜRICH

Grand Café - Restaurant - Tearoom - Bar

Werner P. May-Otto

Der ideale Erholungsort für alle Studenten!